

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 22.

Düsseldorf, 27. Mai

1916.



Besichtigung der Schachtanlage 3 VII der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ in Hamborn durch die bulgarischen Sobranje-Abgeordneten. Hofphot. Julius Sohn.

1. Bergwerksdirektor Kleemann; 2. Iwan Popoff, General d. Ref.; 3. Dr. Christo Georgiew; 4. Dr. Iwan Momtchiloff, erster Vizepräsident der Kammer;  
4. Assessor Dr. Koediger, Attaché im Auswärtigen Amt; 6. Generaldirektor, Bergassessor a. D. Jacob; 7. Bauinspektor Kern;  
8. Dipl.-Bergingenieur Dr. Lange; 9. Dipl.-Bergingenieur Müller.



# Helma.

Von Julius Spier-Brüning, z. B. im Felde.



## I.

**R**öhners Franz, trotz seiner Jugend schon Dachdeckermeister, war weit und breit im Hessenlande der kühnste und stärkste von seinen Fachgenossen. Kein Kirchturm war ihm zu hoch, nieg Giebel zu steil. Franz, mit seinem Mut und seiner Riesenkraft, lag drauf herum, wie andre auf Parkettboden.

In dem kleinen Hessenstädtchen war der Röhner-Franz der Buben Abgott. Die Alten sprachen oft kopfschüttelnd von ihm. Und die Mädchen schauten ihm mit seltsamen Augen nach.

Am liebsten war Franz da, wo es am gefährlichsten herging. Blond, breit und hochgewachsen, ein großer, blauäugiger Stürmer, das war Röhners Franz.

Die ganze Stadt sprach damals von ihm, als er aus reinem Übermut über die Krönung des Kirchturms, rundherum, spazierte. Fünfundvierzig Meter tief wäre er hinabgestürzt, wenn er die leiseste Schwindelanwandlung bekommen hätte.

Die alten Stammgäste in der „Wolfsed“ sagten: „Von ihm sollten die Franzosen schon was erleben, wenn er an sie läme. Der zeigt's denen.“ Sie hatten ein gemeinsames Arecht, auf Franz stolz zu sein.

Nun war der Röhner-Franz schon lange weg. Die Mädchen dachten an ihn. Und die Buben erzählten sich von Wundertaten, die Franz vollbracht. Er hätte ganz allein ein Geschütz auf einen Hügel geschoben und es bedient. Und so eine vorstoßende französische Abteilung gehalten.

Beinahe so war es gewesen, wie sich die Buben in der Pause auf dem Schulhofe erzählten. Er hatte wirklich, als die Bespannung weggeschossen war, ein Geschütz allein auf den richtigen Platz geschoben. Mit seinen Riesenkraften. Und hatte es allein bedient. Bis Hilfe kam.

Seine Batterie war dadurch bekanntgeworden. Und er hatte die Auszeichnung schon längst.

## II.

Der Röhner-Franz war nicht zufrieden, und sinnierend stand er an seinem Geschütz. Er dachte nach Hause, an sein kleines Hessenstädtchen — und an Helma. An Helma Walbed. Solange er sich erinnern konnte, hatte er das Mädchen gern gehabt. Den langbeinigen, hochgewachsenen Wildfang.

Früher hatte er sie immer geneckt. Die schwarzen Locken hingen dem trotzigem Franz ums bleiche, hübsche Gesicht wie Schlangen, und ihre Röde stogen stets.

Gehen konnte die Helma nicht, nur laufen, springen. Turnen, schwimmen, Tennis spielen, raufen, ein Teufelsmädel sein, das konnte Helma.

Ihr Vater, ein Pfeifenfabrikant, hatte immer Sorgen: „Was soll aus unferer Helma werden?“

Die Mutter, eine große, dicke Frau, gleichmütig und ruhig, meinte: „Wird schon stiller werden, die Helma!“ —

So wuchs sie auf. Trotzig, zurückhaltend, launisch sogar, wie ein tiefes, schwarzes Wasser voller Heimlichkeit.

War es nun eine Selbsttäuschung, wenn er glaubte, Helma habe ihn gern? — Von ihr hatte er es nie gehört — aber sie war in der letzten Zeit so verschlossen gewesen. Schaute ihn so merkwürdig an. Und als er Abschied nahm, war sie ihm plötzlich wie wild um den Hals gefallen und hatte ihn geküßt — zum erstenmal —, dann war sie wie gekehrt wegelaufen.

Sie schrieb ihm nie. Immer blieb er ohne Antwort, so oft er es auch versuchte. — Wie ein Kästel.

Aber nie eine andere als Helma. So dachte Franz Röhner und sah sie schon als seine Frau. Als Frau Stadträtin. Denn alle Röhners wurden Stadtrat, seit Geschlechtern.

## III.

Lange hatten sie im Hessenstädtchen nichts von Franz Röhner gehört. Im Lazarett hatte er gelegen. Und dann kam er zurück. Helma war während dieser Zeit noch stiller und einsamer geworden. Man sah sie beinahe nie mehr auf der Straße. Und Franzens Mutter redete fast mit niemanden; also wußte keiner Genaueres. — Auf einer Bahre brachten sie den Franz. Vom Bahnhof. Spät am Abend. Wie ein großes, tiefes Mitleid lag es dann über dem Städtchen. Man erfuhr es: Franz hatte einen Fuß verloren, und sein Augenlicht war bis auf Spuren erloschen. Granatverletzung und Verschüttung.

Es war, als wenn man dem Städtchen eine schwere Ungerechtigkeit zugefügt hätte. Manches Mädchen weinte, als es das vernahm. Und die Alten sprachen darüber mit gedämpfter Stimme.

Aber der Röhner-Franz war still und getrübt. Er war gehärtet. Konnte ihn irgendeine Prüfung noch schwerer treffen?

## IV.

Aber als er Helma hörte, als sie kam, zitterte er. Davor bangte er. Die Entscheidung war es. Sie blieben allein. Helma betrachtete

ihn, und ihr Herz krampfte sich zusammen. Das war, was das Geschick ihr von Franz zurückgab.

Er faßte ihre Hand. Wie schonend, wie bittend drückte er sie.

„Helma?“ fragte er, mutlos, leise. Eine hoffnungslose Ergebung, ein Verzicht?

Helma konnte nicht sprechen. Wie wenn sie erkalte — zu Eis werde. Wie wenn ihr Herz stillstände. Die Zunge lag ihr im Munde wie totes Fleisch.

„Helma?“ — nochmals bat er — tonlos.

Sie entzog ihm die Hand: unwillkürlich fast. Die Ruhe im Zimmer lastete. Tränen standen in ihren großen, schwarzen Augen. Sie küßte ihn auf die Stirne — und ging —.



Aus der Ausstellung bulgarischer Kunst im Künstlerhause zu Berlin: Bauer mit Büffel. — Plastik von Ivan Lazaroff.

Phot. Berl. Ill.-Ges.



## V.

Franz wartete tagelang — niemand kam. Seine Mutter war um ihn, wie auf heißen Sohlen — gramvoll blickte sie auf ihren Einzigen. Sie hätte ihr Herzblut für ihn geben mögen.

Helma kam nicht. Tag um Tag. Und Franz wartete in Schmerz. Aber hatte sie denn nicht recht? Er verurteilte sie nicht. Hätte er anderes erhoffen können? — Er, ein Krüppel — sie, das strahlende, gesunde, untadlige Geschöpf! Er ergab sich darcin. Er mußte sich damit abfinden —.

Aber die Leere — die Ode im Herzen — die Hilflosigkeit. Alles, was er gefühlt, gedacht, getan — nur für sie war es gewesen. Sie hatte ihn vollkommen erfüllt. Für sie war er kühn und stark gewesen.

„Franz,“ jagte Helma mit ihrer schönen, vollen Stimme, „Franz, wann heiraten wir?“

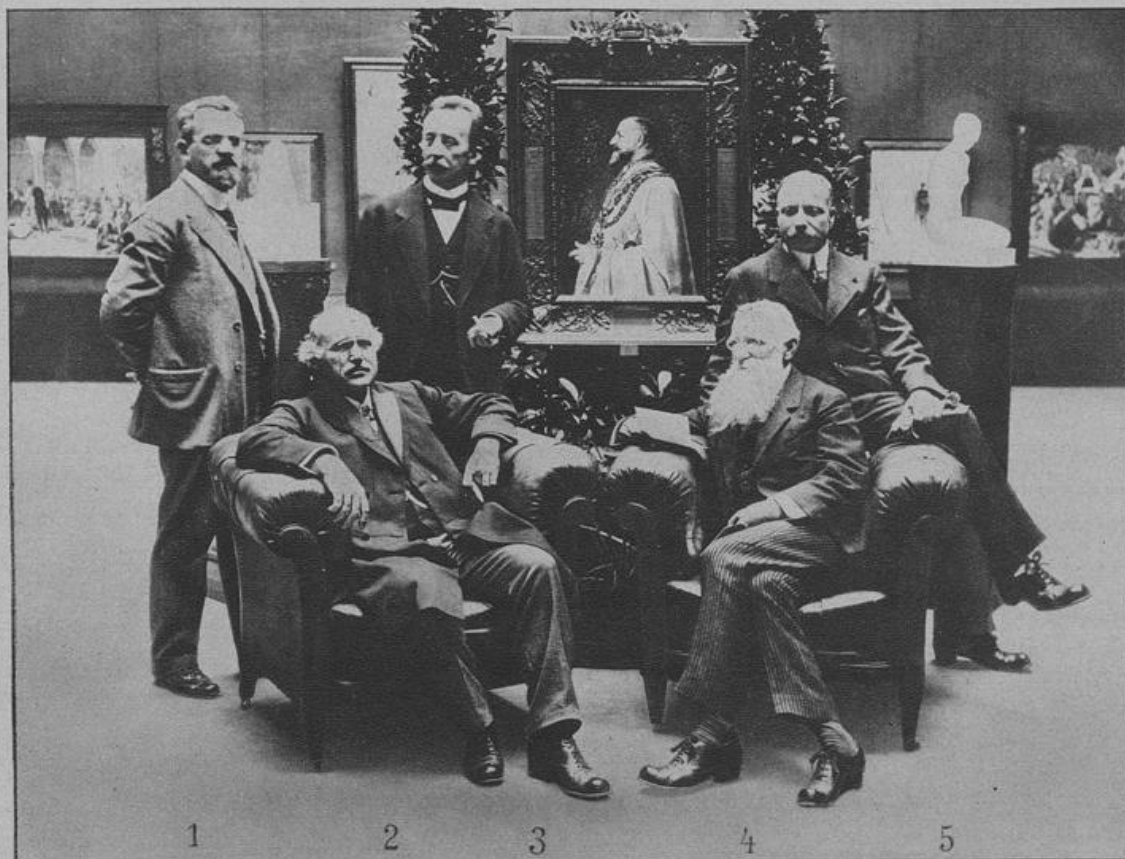
Franz fuhr auf — und fiel zurück. Er hatte vergessen — er war ja nicht der alte Franz Köhner. Das Bein — das Bein — die Augen — „Helma!“ flehte er, „Helma! — Es ist unmöglich. Ich flehe dich an — ich will es nicht — niemals —“

Sie legte die Hand auf sein heißes Gesicht.

„Franz — wir heiraten. Ohne langes Warten. Lange Verlobung gibt's nicht. Sei still — oder magst du mich nicht mehr?“

Er wollte auffahren, etwas sagen —

„Ruhig, Lieb, wir heiraten. Und dabei bleibt's! Welt?“ Helma jagte es. Es war ihr Wille. Franz war wie betäubt: „Oh, ich fluchte



Das Komitee der Ausstellung bulgarischer Kunst in Berlin.

Phot. Berl. Ill.-Gef.

Bildhauer Gustav Schmidt, Kassel (1), Marin Vassileff, Prof. an der Kunstgewerbeschule in Sofia (2), Herrn. N. C. Hitzel (Verein Berliner Künstler) (3), Kunstmaler Prof. S. W. Metwitschka, Präsident der bulgarischen Künstlergenossenschaft, Sofia (4), Georg Ewstatieff, Kriegsmaler bei der obersten bulgarischen Heeresleitung (5). — Der Reinertrag der Ausstellung ist für Wohlfahrtszwecke der Königin Eleonore von Bulgarien bestimmt.

Jetzt wußte er es, jetzt, wo er sie verloren. Aber es gab keine Auflehnung. Sie war seltsam. Unbeeinflussbar —.

Die Mutter merkte, wie Franz sieher wurde. Der Kummer war es. Wie wenn ein Licht verlöscht, langsam —. Aber auch sie verurteilte Helma nicht. Trauer lagerte über dem Hause.

## VI.

An einem sonnigen Nachmittag war es. — Franz hörte einen leichten Fuß über den Teppich streifen. Er atmete den Duft eines Wesens, frisch und herb, wie Waldesaroma. Seine Augen waren nicht mehr verträglich — aber — „Helma?“ rief er — „Helma?“

„Franz!“ — sie setzte sich neben ihn — faßte seine Hand, streichelte seine Stirn — und küßte ihn — voll Liebe.

Franz war es, als wenn er träume.

dem Krieg — nun ist es gut!“ Und er rief: „Mutter, Mutter!“ — Und Tränen kamen aus seinen Augen.

Sie eilte: „Was ist?“ — Sie fiel vor Helma auf den Boden, kniend, als sie es hörte: „Du einziges, du herrliches Kind — Gott wird es dir lohnen!“ Helma hob sie auf. „Warum das? — Wir heiraten, Mutter. Bald — ich bin Franzens Helma wie früher, und er ist mein Franz, wie er es gewesen!“

Das Städtchen war wie ein summender Bienenkorb: „Die Helma, die Helma — das ist ein prächtiges Mädchen. Der Franz, der wird glücklich sein — und er hat's verdient, der gute Kerl. Dem gönnen wir die Helma — dieses Glück.“

So sprachen sie. Und keiner war, der es ihm nicht wirklich ehrlich gegönnt hätte, dem Köhner-Franz.

# Der umgetaufte Platz.

Von F. Gehrts.

**F**rag einen alten Münchner: „Kennen Sie den Stiglmayerplatz?“ — „Naa — Sie?“ wird er dir sagen. Aber frag ihn: „Kennen Sie vielleicht den Löwenbräukeller?“ so wird er dir antworten: „Naa, den wer' i net kenna!“ Und er wird eine Idee beleibigt sein. Der Löwenbräukeller ist ein Haltepunkt der Straßenbahn, wenn man nach Nymphenburg hinausfährt. Sogar ein Kreuzungspunkt ist er, ein wichtiger. Also muß er schon vom Marienplatz her, wenn man in die Linie 1 steigt, immer ausgerufen werden: „Einsteig'n Stachus — Bahnhof — Löwenbräukeller — Neuhäusen — Nymphenburg — einsteig'n!“ Oder wenn man beim Hoftheater in die Linie 4 steigt: „Einsteig'n Lenbachplatz — Löwenbräukeller — Neuhäusen — Nymphenburg — einsteig'n!“ Woraus hervorgeht, daß der Löwenbräukeller ein Zapfen ist, um den sich alles dreht. Und wenn man auf den Tonfall achtgibt, so war es unverkennbar, daß sich des Schaffners Stimme mit liebevoller Breite immer auf den Löwenbräukeller richtete. Vorn und hinten undeutliches Allerweltsgemurmel, das ebenso gut russisch oder hindostanisch sein konnte, aber siegreich hob sich mitten aus dem sanftigen Gedudel: „Löwenbräukeller!“

Alle Münchner haben es mir versichert, an dieser Stelle seines Ausrufs sei jedesmal ein Leuchten über des Schaffners Gesicht gegangen, der Löwe habe aus seiner Stimme gebrüllt, das Bräu darin gegurgelt und der Keller widerhallt. Was freilich nicht verhindert hat, daß mit der Zeit das vielgesprochene Wort gemächlich in die Breite ging. Das Lippenstücken bei dem ö des Löwen war auf die Dauer zu beschwerlich, also flachten sich die Lippenränder nachgiebig ab zu: „Lehmbräukeller!“ Dann wurde schön langsam auch das gespreizte „bräu“ unterwaschen, bis ein „Lehmbreikeller“ draus ward. Der „Keller“ konnte nicht verändert werden. Keller sind in München viel zu fest in den Trint- und Stimmverband eingefügt, als daß man sie verändern könnte. Beim „Lehmbreikeller!“ also blieb es. Auch die Kritik der Fremden konnte die Lautverschiebung des Lehmbreikellers nicht weiter entwickeln oder gar zurückentwickeln: „Was rufen Sie da aus, Bereiter? Lehmbreikeller? Ist das vielleicht 'n Keller, wo man Lehmbräu herstellt, was?“ Der Schaffner aber hörte in des Fremden Lehmbräu nur den eignen und sagte unbeleidigt und sachlich: „Natürlich machen 's Löw'nbräu im Löw'nbräukeller, wie 's im Hofbräu Hofbräu mach'n und Kodelbräu im Kodelbräu und —“

Wohlwollend hätte er ihm alle Bräu von München aufgezählt, wenn ihn nicht einer angestupft hätte: „Nicht, der Kondrollführ.“ Der war in der Tat majestätisch aufgestiegen, der Herr Kontrolleur. „Moanen Sie, i richt' mi vielleicht vorn Kondrollführ?“ sagte der Schaffner beleidigt, „moanen Sie, der derfet vielleicht net hör'n, wiar i dem fremd'n Herren erklär't, daß ma im Löw'nbräukeller Löw'nbräu bräut, ja?“ Und dann überreichte er, jetzt seinerseits majestätisch, dem Kontrolleur die Listen. Und als sie beide, der Kontrolleur und der Kontrollierte, die Kontrolliererei majestätisch erledigt hatten, wurden sie wieder menschlich, gemächlich, münchnersch. „Sie, Herr Kondrollführ,“ flüsterte der Schaffner auf der Plattform dem abspringenden Vorgesetzten vertraulich zu, „Sie, Herr Kondrollführ, da drinna sieht oaner, a Fremder, der net amol woaß, daß ma im Löw'nbräu Löw'nbräu bräut, der moant vielleicht gar, im Löw'nbräu bräut man a'n Mathäfer, hahaha.“ „Hahaha, im Löw'nbräu a'n Mathäfer, des is net schlecht,“ lachte jetzt auch der Kontrolleur und sprang ab. Unten fiel ihm ein, daß er ganz vergessen hatte, die Fahrscheine der Mitfahrenden zu kontrollieren. Aber in Anbetracht dessen, daß man in München mit einem weichen ö kontrolliert, war es nicht so schlimm. Viel schlimmer war es, daß da einer meinen konnte, im Löwenbräukeller braue man Mathäferbräu — nein, diese Fremden waren oft zu dämisch, haha...

In diese Gemüchlichkeit plakte eine Granate. Eine Verordnung kam heraus: Die Haltestelle sei „insünftig“ nicht mehr Löwenbräukeller auszurufen, sondern Stiglmayerplatz. Die Granate war ein

Blindgänger. Sie blieb im Sand der Ausrufstellen der Linien 1 und 4 fiedeln, und niemand kümmerte sich darum. Höchstens, daß man da und dort die Achseln zuckte: „Stiglmayerplatz statt Löwenbräukeller? naa, jetzt so was Dumms — i sag's ja, auf was die Herr'n im Magistrat net alles komma, wenn s' nix z'tean han...“ Und nach wie vor riefen die Schaffner der Linie 1 und 4: „Marienplatz — Stachus — Bahnhof — Lehmbreikeller — Neuhäusen — Nymphenburg, einsteig'n, bitt-e!“ oder: „Hoftheater — Lenbachplatz — Lehmbreikeller — Neuhäusen — Nymphenburg — einsteig'n, bitt-e!“ und den Lehmbreikeller betonten sie grad extra, daß der Lehm nur so spritzte.

Aber da kam eine zweite Granate, eine verhäßteste Verordnung von der Stadtverwaltung — wsssss bumm — über die Häuser auf die Haltestelle Lehmbreikeller geflogen. Die gab vor, kein Blindgänger zu sein, sondern drohte mit der Explosion: Bedauerlicherweise sei die Verordnung, die Haltestelle Löwenbräukeller insünftig Stiglmayerplatz auszurufen, vom zuständigen Fahrpersonal nicht beachtet worden, weshalb man mit allem Nachdruck und so weiter und so weiter... Aber auch diese Granate krepierete nicht. „Des is ja doch zum Lacha,“ sagte man, „als ob man die alten guaten Namen so oasach wegschmeiß'n könnt als wia die alten Soden, wenn s' z'viel Löcher han — Lehmbreikeller! — Dachauerplatz umsteig'n!“ Darauf kam ein lokalhistorischer Artikel in die Zeitungen, der den Leuten gut zuredete: Der Platz, an dem der Löwenbräukeller liege, heiße nun einmal Stiglmayerplatz nach dem berühmten Stiglmayer, der im Jahre — und so weiter und so weiter...

„Ham Sie scho amal was von dem b'riehtnten Stiglmayer g'hört, Herr Professor?“ redete der Schaffner einen weißhaarigen, vieljährigen Fahrgast knapp vor dem namensumstrittenen Platz an. Und bereitwillig gab der alte Herr dem aufstehenden Straßenbahnwagen dahin Auskunft, daß der berühmte Stiglmayer zwar nicht in sein Fach schlage, weil er selber Botaniker sei, wohingegen der berühmte Stiglmayer seines Wissens Geschichtsschreiber gewesen sei und — „A Geschichtsschreiber? aha, so was hab i mir glei denkt, weil 's jetzt am Magistrat lauter solche insünftige Geschicht'n vorschreib'n tät'n.“ „Geschichtsschreiber ist doch was andres als Geschichtsschreiber,“ versuchte der alte Herr milde zu belehren. „Ah was, a Gschicht is a Gschicht, und a dumme Gschicht is erst recht a dumme Gschicht — da könnten s' ja morg'n wieder daherkomma, anstatt Nymphenburg müßt ma insünftig Mittermayerplatz sag'n, weil irgend a Mittermayer amal Gschicht'n g'schrieb'n hätt“ — „Geschicht-e“, schaltete der Professor wieder milde ein, aber der Schaffner hörte es gar nicht. „Und übermorg'n,“ fuhr er fort, „lämet'n s' wieder daher und saget'n, der Marienplatz heißt insünftig Hintermayerplatz, weil ein gewisser Hintermayer —“

Arr, hielt der Wagen eine Haltestelle vor dem Löwenbräukeller und unterbrach des Schaffners Betrachtungen zum Besten des Straßenbahnwagens. Leute stiegen aus, Leute stiegen ein. Ein verkappter Magistratsbeamter tat in seiner Ede, als führe er von seiner Zeitung auf. „Ist hier schon Stiglmayerplatz?“ fragte er den Schaffner mit scharfer Betonung. Das war eine Dusele. Der Wagen hielt den Atem an. Ausgestiegene Leute gingen nicht weiter, sondern blieben mit gespitzten Ohren stehen, was jetzt der Schaffner sagen würde. „Ob des der Stiglmayerplatz is?“ rief er das verordnete neue Wort gewittertrollend aus, „Sie san aber no damisch fremd bei uns für des, daß Sie jetzt scho fünf' Jahr, glaub i, mit der Linie 1 fahr'n — nächste Haltestelle Lehmbreikeller!“ Jetzt hielt es der Fahrgast für an der Zeit, seine beamtliche Eigenschaft zu entblättern. Er faltete strenge seine Zeitung zusammen und sagte: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Magistratsbeamter bin und —“ „Soso, vielleicht gar von der Trambahnabteilung, ha?“ „Nein, vom Bauamt, aber das ist gleichgültig — eine magistratliche Verordnung betrifft den ganzen Magistrat —“ „Soso, vom Bauamt san S'? nacha wundert's mi





### Empfang der bulgarischen Sobranje-Abgeordneten auf Schloss Landsberg bei August Thyssen.

Von links nach rechts: General v. Bel, Ivan Popoff; August Thyssen; Ezzeleng Freiherr von Gayl; Dr. Ivan Monichloff, erster Vizepräsident der Kammer; Regierungsvizepräsident Dr. Krute. Zweite Reihe: Generaldirektor Bergmeister a. D. Jacob; Major Meng; Chelso Donatodoff, ehemal. Justizminister; Major Dr. Kozhiger vom Kaiserlichen Amt; Nikola Atanasoff; Alexander Stancic; Dr. Christo Georgiew; Bergbauingenieur Kiebrecht; Ivan Koldow; Michael Ananow; Major Dr. Keschiborow; Domo Keresoff; Nikola Katschoff; Peter Dostalow; Dr. Kyriak Prowadatoff; Wafil Kosmitsch, ehemal. Vizepräsident der Kammer; Oberstleutnant Gigeniq; Reichstagsabgeordneter Szberger; Juchitar Dr. Spang; Oberbürgermeister Schreder.

Mittig: des Festmahls bei Herrn August Thyssen auf Schloss Landsberg bei Mettwitz erfolgte seitens der Versammelten die Abendung eines Kundgebungstelegramms an den kaiserlichen Herrscher der Bulgaren. Daraufhin traf vom Saren Ferdinand ein verbindliches Danktelegramm bei Herrn August Thyssen ein.



Kaiser Wilhelm beim Besuche der Klostersruinen zu Orval in Belgien im Gespräch mit Krankenschwestern und Angehörigen eines Reserve-Infanterieregiments.

aber, daß Sie die schönsten Plätze von unserer Stadt also — also verhandeln lassen und anstatt unsern ordentlichen Lehnbreitkeller so an dahergeloffenen Stiglmaier —“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Sie bei der zuständigen Magistratsabteilung wegen Übertretung einer städtischen Verordnung anzeigen werde, falls Sie nicht bei der nächsten Haltestelle den ihr zukommenden amtlichen Namen —“

Mer, hielt der Wagen. Die Fahrgäste reckten ihre Hälse wie im Theater bei der Knotenschürzung im dritten Akt, denn die dramatische Entscheidung nahte. Sogar der Zylinder des alten, weißhaarigen Professors zitterte nervös. Der Schaffner hatte einen Entschluß gefaßt. Breitspurig, wie ein Theaterheld, ein siegesicherer, stellte er sich auf die Rettungsinsel neben der Straßenbahn, blinzelte ein wenig nach dem geliebten Löwenbräukeller hinüber, als wollte er sagen: Gell, mir verstehen uns scho, mir zwaa? und rief mit schallender Stimme und affektierter Betonung: „Schiffll—men—er—platzza!“ Das gab ein unbändiges Gelächter. Auf dem ganzen Platz strömten die Leute zusammen und fragten, was es gäbe. Und nachdem sie es gehört hatten, lachten sie auch und freuten sich, und einige fuhrten „grad extra“ mit diesem heldenhaften Wagen ein paar Stationen nach Rymphenburg hinaus, trotzdem sie eigentlich nach der umgekehrten Richtung zum Hoftheater hätten fahren wollen.

Und dann gab es eine dritte Verordnung. Die war in Anbetracht dessen, daß sie sonst ein neuer Geschichtsschreiber Stiglmaier später aus den Trambahnalten heraus unsterblich hätte machen können, nicht schriftlich, sondern bestand in einer mündlichen Belehrung durch den Abteilungsvorstand bei der nächsten amtlichen Trambahnerzusammenkunft. Dieser Abteilungsvorstand war ein alter Münchner, unterdrückte den Beamten und faßte seine Leute an der rechten Stelle. „Schauts, Leut,“ sagte er, „was amal verordnet is, des is verordnet — da kann ma nit mehr mach'n — also seids vernünftig, Leut, und laßt es do net drauf ankommen, daß mir extra oan aufstell'n müß'n beim Lehnbreitkeller —“ „Beim Stiglmaierplatz!“ scholl es aus der Versammlung. „Rein, Leut, wenn mir net ausruß'n müß'n, wenn mir

unter uns sind, da gibt's natürlich keine Verordnung — da sag'n mir ruhig Lehnbreitkeller — aber amtlich, versteht ihr, amtlich heißt es Stiglmaierplatz — und nicht Stiffmeierplatz, wie der Schaffner Numera dreihundertsechsmaschzig laut Protokoll ausgerufen haben soll — also noch amal, seids vernünftig, Leut — sonst müssen wir wahrhaftig einen hinstell'n, der wo die Betonung kontrolliert — und schauts, is denn Stiglmaier gar a so a schredlicher Namen — ihr brauchts euch doch nur zu denken, daß der Brauereidirektor vom Lehnbrei so geheiß'n hat —“ Die Schaffner gingen aus dieser Versammlung friedsam und nachdenklich nach Hause. „Wenn man bedenkt,“ sagte einer zum andern, „daß also der Stiglmaier überhaupt gar loa Geschichtsschreiber g'we'n is, sondern ein ehemaliger Brauereidirektor vom Lehnbrei —“

Von da an hat der Stiglmaierplatz gesiegt. Ich selbst habe einmal, als ich von Rymphenburg über den Lehnbreitkeller zum Lenbachplatz gefahren bin, gehört, wie der Schaffner einen Fremden, der auf Grund seines Reiseführers zum Löwenbräukeller verlangte, väterlich belehrte: „Aha, zum Stiglmaierplatz woll'n S'?“ „Rein, zum Löwenbräukeller,“ beharrte der Fremde auf dem Scheine seines Führers. „Einen Lehnbreitkeller gibt's nicht mehr,“ belehrte der Schaffner ihn schon ernster. „Was, den gibt's nicht mehr, hat der vielleicht Bankrott gemacht?“ „Bankrott mit zwanzig Prozent Zinsen alle Jahr, is guat — nana, Herr,“ begütigte er ihn. „bloß umtauft ham s'n, bloß umtauft in Stiglmaierplatz — wiß'n S', weil der Brauereidirektor, der wo zum erstenmal die zwanz'g Prozent Zinsen aus'm Lehnbrei rausbraut hat, Stiglmaier g'hoß'n hat.“ Der Fremde war befriedigt und hat sich eine Notiz in ein Büchlein gemacht. Vielleicht war er ein Schriftsteller und hat sich den Brauereidirektor Stiglmaier für seine „Reiseindrücke aus Süddeutschland“ notiert.

Ich bin dann über den Stiglmaierplatz hinausgefahren und erwog, selbst ein alter Münchner, ein wenig wehmütig in Gedanken den Untergang des altvertrauten Ausrufs „Lehnbreitkeller!“, als auf einmal der Schaffner ausrief: „Lehn—bach—platz!“

Aha, der Lehnbreitkeller war also doch noch nicht tot.



# Feldhaubitzen im Osten.

Von F. E. Corsepilus.

**D**unstig und trübe liegt das Land. Trübe wälzt es sich von Welle zu Welle bis hinab zum See. Häusertrümmer ragen in die Luft gleich verdorrten Armen und Händen, die einst schafften. Vor zerfallenem Tor sitzt ein blondes Kind und weist einen Kranz aus dürftigen Herbstblüten.

Die Pferde liegen straff in den Tauen. Räder mahlen im Lehm. Mannschaften trotten rechts und links der Straße:

Vorwärts! —

Der Anblick der Kinder läßt einen alten Offizier zum Herzen greifen. In diesem Augenblick fühlt er es wieder: Er hat noch ein Herz, das schlägt in seiner fernen Welt am blühenden Rhein. Bei Weib und Kind. Der Körper strafft sich. Nicht weich werden, nur nicht denken!

Einzelne Reiter kommen entgegen. Halt! Vorn Knallen, Knattern — beklemmende Stille. Jedesmal wie ein Riß. Und wieder und wieder, ferner, näher und in den Seiten.

Die Führer reiten vor, verschwinden den Nachblinden im Gelände, tauchen wieder auf, verschwinden.

Ein kurzes Zeichen. Die Batterie tritt an, trabt vorüber an der lagernden Infanterie: „Macht es gut!“

Die trüben Wasser eines Grabens spritzen auf. Die Räder stoßen hart auf Steine, und die Kanoniere klammern sich auf ihren Sitzen fest; nur nicht zurückbleiben — mit!

Zeichen — Bewegung. Die Geschütze stehen feuerbereit in einer Mulde. Der schwarze Draht des Telefons zieht sich weit fort nach vorn.

Wie an einem Magnet hängen an dieser Strippe Tun und Taten der Mannschaft, die noch ruhenden Geschosse im Rohr und in den Prozen.

Knallen, Knattern, beklemmende Stille. Von weit her ein dumpfer Schlag, ein gurgelnder Ton, ein erlösender Krach. Schmutzkümpfen sausen durch die Luft.

Stille. Wieder und immer wieder kommt es und schweigt nach einem entsetzlichen Getrüll.

Durch den Fernsprecher kommen kurze, scharfe Befehle. An den Haubitzen wird es rege. Maschinengewehre taden. Das Infanteriefeuer knarrt wie eine Säge auf Knochen.

Die schweren feindlichen Geschosse tasten das Land ab, tun es blind und empfindungslos.

Jetzt feuert die ganze Batterie. Wie eine Maschine ist sie, verwachsen zu einem Einzigen, mit einem, der weit vorn liegt, der sieht, denkt und lenkt.

Vor den Haubitzen hebt sich ein grüner, flacher Gang mit dunkeln Trichtern, in denen schleimiges Wasser quillt. Die Kanoniere sehen nur, daß sich diese Trichter mehren, sie einkreisen. Jetzt sauft eine mitten hinein, noch eine Granate, viele.



Aus den Kämpfen um Verdun: Der Deutsche Kronprinz läßt nach der Verteilung von Eisernen Kreuzen die Truppen an sich vorbeimarschieren.

Die Mannschaft arbeitet still und stumm, gewissenhaft. An den zierlichen Rädchen der Richteinrichtung drehen und schrauben die flammen, schmutzigen Finger der Richtkanoniere. Haarfein muß es stimmen, und es stimmt. Die Leute sehen nichts vom Feinde und fühlen doch seinen heißen Atem, spüren seine eisernen Fäuste. Aber sie vertrauen dem einen, der da vorn liegt, denkt und lenkt, wie einem Vater. Alles, was vorgeht, wissen die Kanoniere. Sie merken es am Wechsel der Geschosshart, an Stellen der Richtvorrichtungen. Sie sehen wie mit verbundenen Augen.

Von seitwärts Singen und Plärren, höhnisches Pfeifen: Plankfeuer von feindlicher leichter Artillerie. Wenn der Draht nur nicht zerhossen wird!

Es knattert und klatscht an die Schilde. Hier fällt einer, dort schreit ein anderer laut auf, um gleich wieder die Fahne fest aufeinander zu beißen. Keuchend geht die Brust. Mechanisch arbeiten Sinne, Hände und Arme, genau. Zuverlässig bis aufs kleinste.

Infanterie zieht vorüber, winkt einen kurzen Augengruß, und es liegt Dank darin. Vorn lösen sich langsam ermattet die Klängen.

Die Schüsse fallen immer seltener. Nur die schweren feindlichen Granaten taufen röhrend weiter, werfen morastige Gräber und schweigen auch endlich.

„Halt, Feuerpause!“ Die Schippen greifen ins Erdreich, schlammiges Wasser steigt gurgelnd zutage, modriger Dunst. Ein Gespräch kriecht vom Fernsprecher durch die Batterie: „Angriff in der Nacht, um drei Uhr!“ Das Infanterief Feuer fladert auf, verstummt —

„Essen zur Batterie!“ Erst jetzt knurrt der Magen. Von der Staffeln kommt die warme Labe. Kanoniere tragen die Entnehmer mit dem kostbaren Gut. Doch des Feindes Auge wacht: Singen und

Plärren von seitwärts. Der feuchte Grund trinkt die heiße Suppe, er trinkt auch das Blut der tapferen Kanoniere. Die Mannschaft greift zur Brotkruste. Den Fluch verdrängt schnell ein lustiges Scherzwort. Dann senkt sich die dunkle Nacht über das Schlachtfeld.

Ein Gewehrf Feuer fladert auf, erlischt, tikt, reißt an den Nerven. Querschläger prasseln an die Schilde. So naht die dritte Morgenstunde.

Der Summer am Fernsprecher ruft. Kurze Befehle. Feuerbereitschaft. Der Schmitter Tod hebt die Sichel, holt aus. Als der Minutenzeiger die Zwölf übergleitet, scheint die Erde zu bersten. Dann tiefes Schweigen wie vordem. Den Kanonieren fliegt der Atem. Die letzte Arbeit vollendet die tapfere Schwesterwaffe, die Infanterie.

Dunstig und trübe blüht der junge Tag, mancher Herzsichlag stockt. An zertrümmerten Unterständen, Leichen und Körpern toter Tiere vorüber zieht ein stiller Zug: Vorwärts!

Die Pferde liegen starr in den Tauen. Räder mahlen im Lehm. Mannschaften trotten rechts und links der Straße: Vorwärts!

Die Augen der Kanoniere bliden stolz umher.

Das war unsere Arbeit. Wir haben doch den feindlichen Damm durchbrochen, und die Breche geschlagen! Endlich sehen sie es, was sie schufen.

Voraus reitet der Führer. Er hält den Kopf gesenkt. Seine Hand streichelt den Hals des unruhigen Pferdes, läßt die Wähne durch die Finger gleiten. Die Gedanken sind in seiner fernen Welt am blühenden Rhein. Das spielende Kind von gestern fällt ihm ein. Er streichelt das Haar seines Weibes, seiner Kinder. Gedankenvoll.

Das Haupt hebt sich. Die Augen bliden wieder fest und zuverlässig: vorwärts!



Dr. Max Reger †.

Mit dem am 11. Mal in Leipzig verstorbenen Komponisten Max Reger hat die Deutsche Musik einen ihrer größten Meister verloren, dessen Name durch seine gewaltigen Variationen- und Fugenwerke unvergänglich sein wird. Als Lehrersohn am 19. März 1873 zu Brand in der Oberpfalz geboren, widmete er sich mit 17 Jahren der Musik; er wurde Lehrer am Wiesbadener Konservatorium, kam 1901 in gleicher Eigenschaft nach München und drang von 1905 an als Komponist vom Rheinlande aus durch, wobei Essen eine führende Rolle spielte. 1908 erhielt er den Ehrendoktor der Universität Jena, 1910 den der Berliner Universität. 1911 wurde er Leiter der Meininger Hofkapelle. Im Jahre 1914 zog er sich nach Jena zurück, um in größerer Ruhe der Ausreifung seines Schaffens zu leben. Reger pflegte in seinen zahl- und umfangreichen, bis zur Werkzahl 146 gestiegenen Schöpfungen alle Gattungen mit Ausnahme der Oper und des Oratoriums. Sein allzu schneller Tod riß ihm die fleißige Feder aus der Hand und raubte der Kunst einen köstlichen Besitz und große Hoffnungen.

Phot. Neuhaus.